

„Der verreckt doch sowieso“

Vor 60 Jahren kamen die letzten Russland-Heimkehrer nach Deutschland zurück. Erinnerungen an eine Zeit von Zwangsarbeit, Hunger, Frost – und daran, wie man weiterlebt



Manchmal ist ein Bahnhof auch ein Versprechen auf die Zukunft. Als Werner Minkenberg am 16. Dezember 1955 in Herleshausen aus dem Zug steigt, beginnt für ihn ein neues Leben. Rot-Kreuz-Schwester mit Spitzenhäubchen warten in der kleinen Bahnhofshalle. „Herzlich willkommen in der Heimat“, sagen sie und stecken ihm ein Sträußchen an, sie drücken ihm belegte Brötchen in die Hand, etwas zu trinken und Weihnachtsgebäck. Eine Schulkasse, Jungs und Mädchen, singt mit hellen Stimmen drei Lieder zur Begrüßung. Und Minkenberg weint.

Damals hatte er gerade elfeinhalb Jahre in russischen Straflagern hinter sich. Elfeinhalb Jahre Zwangsarbeit, Hunger und ewigen Frost. Ein Leben in ständigem Grau. Plötzlich war er frei.

Vor 60 Jahren kehrten die letzten zehntausend Deutschen aus sowjetischer Gefangenschaft in die Heimat zurück. Ein Datum, das sich nicht wie das Kriegsende ins deutsche Gedächtnis gebrannt hat. Aber in das der Überlebenden. Ihre Geschichten sind die einer schmerzvollen Vergangenheit, voller Erinnerungen und persönlicher Wahrheiten. Schicksale, in denen sich die Geschichte Deutschlands spiegelt.

Minkenberg ist mittlerweile 90 Jahre alt, weißes, dichtes Haar, fester Händedruck. Mit seiner Frau lebt er in Bebra, nur eine halbe Autostunde von Herleshausen entfernt. An einem kalten Septembertag sitzt er in seinem Wohnzimmer, rote Sofagarnitur, Kakteen auf dem Fensterbrett, Fotos von den drei Kindern an der Wand, und redet über sein Leben. Fragen sind kaum not-

wendig. Minkenberg erzählt von Russland, als sei er noch vor wenigen Tagen dort gewesen.

Er war noch keine 18 Jahre alt, ein Brandenburger Junge aus der Nähe von Berlin, als er eingezogen und an die Ostfront verlegt wurde. Im Kessel von Brody geriet er in Kriegsgefangenschaft. Minkenberg kam in ein Lager im Donbass, heute Ostukraine. Seine Erinnerungen sind klar, so präzise, als säße er nicht in seinem weichen roten Sessel, sondern stünde frierend und hungrig im Schnee. „7. März 1945, 14 Uhr. Ein Wachposten hat mich aus etwa 30 Metern Entfernung angeschossen“, erzählt Minkenberg. Er legt die Hand auf die rechte Brust. „Lungendurchschuss, hier oben rein, am Schulterblatt wieder raus.“ Er war beim Betteln in den umliegenden Wohnhäusern erwischt worden.

Werner Minkenberg

Der Brandenburger wurde in Kriegsgefangenschaft zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Rechts ein Foto kurz nach der Heimkehr im Dezember 1955, neben ihm seine Schwester und seine Nichte



Fotos: F.A.Z. - Foto/Rainer Wohlfahrt, Privat



Eisige Hölle

Workuta war ein berüchtigtes Straflager. Die Gefangenen kamen aus allen Ländern der Welt. Soldaten, aus politischen Gründen Verurteilte, Schwerverbrecher

Sie steckten Minkenberg ins Lazarett zu den sterbenden Menschen. „Sie haben gesagt, der verreckt doch sowieso.“ Aber Minkenberg überlebte. Als er durchatmen konnte, begann er zu trainieren. Er übte zu sitzen, zu stehen, zu laufen.

Ruckartig beugt er sich in seinem Sessel vor. „Wissen Sie“, sagt er eindringlich, „ich wollte raus. Raus aus dieser Totenbude.“

Kurz nach seiner Genesung holten ihn die Russen zum Verhör. Ein Tisch, an einer Seite der Dolmetscher, ihm gegenüber vier Männer, dahinter ein Autoscheinwerfer. Die Männer im Schatten, er selbst geblendet. Er solle seinen Lebenslauf aufschreiben, forderten sie. Das machte er, viel war es nicht, er war ja erst knapp 20. Die Russen schienen zufrieden.

„Nur eines müsste ich verbessern“, sagten sie. „Was denn?“ Die Ein-

heit, die ich genannt habe, 361. Infanterie-Division, die stimme nicht. „Wieso?“ „Na, du warst doch bei der SS.“ „Das stimmt nicht“, habe ich gesagt. „Doch, du warst bei der SS.“ Minkenberg gibt das Verhör in Dialogform wieder, als wäre er der Synchronsprecher eines Films. Immer wieder schüttelt er den Kopf, als müsse er die Russen heute noch überzeugen.

Er sei Hitlerjunge gewesen, sagt er. Aber SS? Nie. Er musste sich vor seinen Stuhl knien, Hände auf den Rücken. „Wie heißt deine SS-Division?“ Ich war nicht bei der SS“, zitiert Minkenberg. „Da kriegte ich einen Handkantenschlag, flog nach vorne. Jedes Mal, wenn ich nein sagte, ein Schlag.“ Er lässt die flache Hand nach unten rutschen, wie ein Fallbeil. Minkenburgs Beteuerungen halfen ihm nicht. Er wurde als Kriegsverbrecher verurteilt. Die Strafe: 25 Jahre Arbeitslager.

Die meisten Soldaten, die 1955 noch in Russland festsäßen, waren von sowjetischen Militärtribunalen verurteilte Kriegsverbrecher. Ihre dauerhafte Inhaftierung und der Einsatz als Zwangsarbeiter waren völkerrechtswidrig. Sie wurden in Scheinverfahren verurteilt, ohne Anwalt und Beweisaufnahme.

Unter den Soldaten waren solche, die sich tatsächlicher Kriegs- und NS-Verbrechen schuldig gemacht hatten. Andere eben nicht. Doch auch sie sind als Folge des deutschen Überfalls auf Russland in Gefangenschaft geraten. Im Laufe eines Krieges, der 27 Millionen sowjetische Bürger das Leben kostete. „Das hilft den Betroffenen nicht, es macht ihr Schicksal nicht leichter“, sagt der Historiker Andreas Hilger, der sich seit vielen Jahren mit den deutsch-sowjetischen Beziehungen beschäftigt. „Aber das muss immer mitgedacht werden.“ Die Menschenrechtsverletzungen relativiert das freilich nicht.

Während andere Männer in seinem Alter heirateten, Arbeit fanden und zum ersten Mal Urlaub im Ausland machten, war Minkenberg eingesperrt, ver-

ängstigt, hoffnungslos. „25 Jahre. Die Zahl ging mir nicht mehr aus dem Kopf“, sagt er. „25, das übersteht du nicht. Das nicht.“

Seine Haft begann mit einer Bahnfahrt. 120 Mann in einem Waggon, Stacheldraht vor Lüftungsschlitzen. Morgens und abends hielt der Zug, die Bewacher klopfen Böden, Wände und Decken des Zuges ab auf der Suche nach gelösten Brettern, die eine Flucht ermöglichen könnten. „Bumm, bumm, bumm“, sagt Minkenberg. „Das war furchtbar, es hat gedöhnt von allen Seiten. Wir krümmten uns. Es war, als würden sie einem mit dem Hammer gegen Kopf oder Rücken schlagen.“ Einmal am Tag wurden die Gefangenen gezählt. Dafür mussten sie von einer Waggonseite zur anderen laufen und bekamen ihre Tagesration Brot zugeworfen. Wer beim Fangen danebengriff, hungerte. „Von draußen schienen Scheinwerfer rein, Hunde bellten, die Posten brüllten“, erzählt Minkenberg. „Wir sind fast verrückt geworden vor Angst.“

Sein ganzer Körper krümmt sich jetzt nach vorn. Wenn Minkenberg redet, redet alles an ihm. Seine Augen sehen längst vergangene Bilder, seine Hände formen sie. Er schüttelt den Kopf, zuckt mit den Schultern, runzelt die Stirn. Manchmal verliert er sich in der Zeit, springt zurück, fängt sich wieder ein. „Jedenfalls“, sagt er in diesen Augenblicken.

„Jedenfalls sind wir irgendwann in Workuta angekommen.“ Workuta. Sibirien. Die Gefangenen förderten Kohle, Lehm und Kies, bis zu zwölf Stunden am Tag. Workuta war eines der berüchtigtsten Straflager. Gebaut auf Erde, die nie auftaut. Die Temperaturen gingen auf sechzig Grad unter null. Eisstürme. Hunger. So viele Tote, dass keiner die genaue Zahl kennt. Die Hölle, nur zugefroren.

„Da hab ich manchmal aufgegeben“, sagt Minkenberg, flüstert es fast. „Ich war so schlapp, konnte kaum noch laufen.“ Jeden Tag auf dem Marsch zur Kiesgrube kam er



Langer Weg Bei der Bahnfahrt in die Heimat legten die Gefangenen Tausende Kilometer zurück. In Brest-Litowsk stiegen sie von russischen Breitspur- auf europäische Schienen um



Irmgard Nitz

Die Berlinerin wurde in der sowjetischen Besatzungszone wegen **Westkontakten und angeblicher Spionage** zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Unten ein Foto aus Workuta. Nitz steht rechts, so gut wie möglich geschützt vor Temperaturen von bis zu 60 Grad unter null



an einer Schneewehe vorbei. Für ihn sah sie aus wie ein Kunstwerk, so schön, so friedlich. „Wenn ich erniedrigt und hoffnungslos war, habe ich gedacht, an dieser Stelle machst du Schluss. Hier springst du aus der Kolonne, ein kurzer Moment, dann schlagen die Kugeln ein, dann bist du weg“, erzählt er. Aber jedes Mal waren da auch die anderen Gedanken. An die Mutter, die Geschwister, die Heimat. Die Hoffnung, doch noch einmal rauszukommen. Das Leben war stärker.

Nach zweieinhalb Jahren kam Minkenberg nach Stalingrad, er sollte beim Wiederaufbau helfen. „Nach gut einem halben Jahr wieder in den Zug“, berichtet er. Das Ziel war Asbest im Ural. „Ein grauer Ort. Die Häuser grau. Die Bäume grau. Alles grau, grau, grau“, erzählt Minkenberg. „Manchmal haben wir Sonne gesehen, sonst hing ein Staubnebel über der Stadt.“ Er spricht mit gedämpfter Stimme. „Wir hatten Asbeststaub in den Haaren, wir haben das Zeug eingeatmet. Wir haben im Asbest gelebt, mittendrin, zweieinhalb Jahre lang.“

Immerhin durften die Gefangenen Karten verschicken, für ihre Familien zu Hause das erste Lebenszeichen seit Jahren. Minkenburgs Mutter war gestorben, aber seine vier Geschwister lebten. Eine Schwester schickte ihm Pakete. „Da waren delikate Sachen drin“, erzählt Minkenberg. Er lacht. „Meine erste Schokolade, ich habe sie in der Hand gehalten, angeschaut, immer wieder. Ich habe lange gebraucht, um nur ein Stück zu essen.“

Die Pakete, ein vorsichtiges Zeichen, dass sich die Welt änderte. Nach Stalins Tod schlug die Sowjetunion innen- und außenpolitisch einen neuen Kurs ein. Russland begann, verurteilte Kriegsgefangene freizulassen, und Minkenberg kam in ein neues Lager, Nähe Swerdlowsk, heute Jekaterinburg. Dort, sagt er und lächelt, habe er die schönste Zeit der Gefangenschaft erlebt. Er arbeitete als Sanitäter, lachte wieder. ▶▶▶

Fotos: Anne Schönharting für FOCUS-Magazin

Die Zeit des Hungerns war vorbei, er verdiente etwas Geld. „Was blieb, war die Sehnsucht nach der Heimat.“

Im jungen Nachkriegsdeutschland war die Rückkehr der letzten Kriegsgefangenen ein hochemotionales Thema. „Westdeutschland befand sich im Kalten Krieg mit der UdSSR“, sagt Historiker Hilger. „Und noch immer darbtten die letzten Gefangenen beim Feind, der durch die DDR an die eigene Grenze gerückt war.“

In dieser Situation reiste Kanzler Konrad Adenauer nach Moskau. Minkenberg verfolgte die Reise im Radio. Moskau und Bonn nahmen diplomatische Beziehungen auf, und die letzten Gefangenen kamen nach Hause. „Als wir das gehört haben, sind wir uns in die Arme gefallen“, sagt Minkenberg. „Wir sehen die Heimat wieder!“

Zu den zehntausend Spätheimkehrern gehörten nicht nur Soldaten wie Minkenberg, ein Drittel waren Zivilisten – darunter sogar Frauen. Sie waren in der Sowjetischen Besatzungszone verurteilt worden, meist wegen Spionage. „Jeder, der Kontakt in den Westen hatte, konnte unter diesem Vorwurf verhaftet und zum Tode oder zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt werden“, sagt Hubertus Knabe, Leiter der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Irmgard Nitz war so eine angebliche Spionin. Eine junge Frau aus Ostberlin, die als Sekretärin beim Gesundheitsministerium arbeitete und bald heiraten wollte. Sie wurde verhaftet, unter anderem weil sie im Westen ins Kino gegangen war und sich kritisch über die Sporthochschule Freiberg geäußert hatte. „Das ist keine Sportschule, das ist eine politische Schulung“, hatte sie in einem Brief geschrieben. Irmgard Nitz wurde wegen Westkontakten und Spionage zu 25 Jahren Straflager verurteilt.

Auch sie kam nach Workuta. „Ich hatte das Gefühl, als wollten die Wolken mich erdrücken“, erzählt sie. Nitz, eine kleine, sehr zierliche Frau, arbeitete in einer Ziegelei, verlegte Schienen, fällte



Wiedersehen

Zwischen Oktober 1955 und Januar 1956 kamen die letzten zehntausend Gefangenen in Herleshausen und Friedland an

Bäume. In ihren Unterlagen aus jener Zeit findet sich ein Gedicht von Heinrich Heine. „Anfangs wollt' ich fast verzagen und ich glaubt, ich trüg es nie“, liest sie vor. „Und ich hab es doch getragen. Aber frag mich nur nicht, wie.“ Sie überlegt. „So war es.“

Bis heute weiß Nitz nicht, wer sie verraten hat. Es war eine Zeit, in der es kein Vertrauen gab. Eine Zeit der Spitzel und des Verrats. Ein Grund für Nitz, nach ihrer Rückkehr in den Westen zu gehen. Nur ein Fünftel der Spätheimkehrer blieb in der DDR. „Dort kamen



September 1955

Kanzler Adenauer reiste nach Moskau – hier mit dem Ministerpräsidenten der UdSSR, Bulganin (l.), und Parteichef Chruschtschow – kurz darauf kehrten die letzten Gefangenen heim

sie vom Regen in die Traufe“, sagt Knabe. „Sie galten als feindliche Elemente und wurden entsprechend diskriminiert.“

Auch Minkenberg wollte nicht zurück nach Brandenburg.

An den Zug, der ihn nach Hause brachte, hatten die Gefangenen Tannenzweige genagelt. Darunter stand mit Kreide „Wir grüßen die Heimat“. Immer wieder schaute Minkenberg aus dem Fenster, wartete auf Westdeutschland. „Ich dachte, bald muss es kommen“, sagt er. „Wir hatten ja keine Ahnung, wo die Grenze verläuft.“ Dann, endlich. Herleshausen. Bundesrepublik.

Und für Minkenberg begann das neue Leben.

Er lächelt. Es ist ein Lächeln, das in den Augen beginnt, sich in den Mundwinkeln festsetzt und das Gesicht strahlen lässt. Er begann, in Bebra bei der Bahn zu arbeiten. Erst als Schaffner, später als Lokführer. Die letzten Jahre fuhr er ICE. „Das war für mich der Höhepunkt“, sagt er. „Das waren vornehme Züge, klimatisiert. Ich dachte, Mensch, jahrelang bist du in Viehwaggons transportiert worden, und jetzt hast du hier diesen Komfort. Meine Arbeit hat mich beglückt. Sie hat geholfen, dass ich fröhlich war, glücklich war und zufrieden.“

Er drückt sich aus dem Sessel hoch und zieht zwei Hefter aus dem Bücherregal. Erinnerungen an ein Arbeitsleben. Visitenkarten von Menschen, die er getroffen hat, Briefe aus Japan, Peru und den USA. Und ein Zeitungsartikel darüber, wie er mit dem Auto nach Sibirien fährt. Ausgerechnet Sibirien. Bei der Arbeit hatte er einen Russen kennen gelernt. Sie freudenten sich an, reisten gemeinsam nach Nowosibirsk.

„Alle haben gesagt, ich sei ein leichtsinniger Kerl“, erzählt Minkenberg. „Wie kannst du nur dahin fahren?“, haben sie gefragt. „Wisst ihr“, hab ich geantwortet, „man muss doch ein bisschen Vertrauen in die Menschen haben.“ ■

TATJANA HEID

Fotos: SZ Photo, epd-bild